

Reden von Gott, obgleich er selbst schweigt Erfahrungen aus der ICE Katastrophe von Eschede

Die Zeit wird neu berechnet in Eschede seit dem 3. Juni 1998, 10.59 Uhr.

Wo sich vorher ein Tag an den anderen reihte, gleichmäßig, gleichförmig wie überall – da gibt es nun die Zeit »davor«, die Zeit »mittendrin« und jetzt, eine Woche nach der Katastrophe¹ ganz allmählich auch die Zeit »danach«.

»Ich kann mir das gar nicht mehr vorstellen«, erzählt mir ein Mann aus dem Ort, »am Tag davor haben wir noch im Garten gegessen, zusammen mit den Kindern und den Nachbarn gegrillt. Wir haben noch Witze gemacht und Pläne geschmiedet für den Sommer – das kann doch nicht erst ein paar Tage her sein ...«

Eschede in den Tagen »davor«: ein Dorf wie tausend andere Dörfer auch ...

Eschede in den Tagen »mittendrin«: Viele, ob Helfer oder Angehörige, Feuerwehrleute oder Mitbürger teilen die Erfahrung, die ich selber auch gemacht habe: Es fällt schwer im nachhinein zu sagen, *was* überhaupt gewesen ist, und *wann* und *wo* – die Zeit ist aus den Fugen geraten an diesen ersten Tagen, die Stunden sind zerbrochen in Augenblicke, und was bleibt, sind Momentaufnahmen, Bruchstücke aus Bildern, Geräuschen, Gesprächen, Stimmungen.

Ich habe sehr lange noch Schwierigkeiten damit gehabt, die vielen Eindrücke der ersten Stunden direkt am Unfallort zu rekonstruieren, ich sehe wohl noch die abgebrochene Brücke, die zerfetzten und ineinandergekeilten Wagen, die vielen Hilfskräfte in ihren orangen Jacken, die Krankenwagen und Polizeiautos, ich habe auch den Lärm noch im Ohr von den Hubschraubern und Martinshörnern.

Aber ich weiß nicht mehr, wie lange ich in der Halle war, in der die Schwerverletzten notärztlich betreut wurden, ich kann die Puzzleteile der Erinnerung noch nicht zusammenbauen, sie bleiben unverbunden:

– an den Elfjährigen erinnere ich mich, der auf dem Boden lag und sich vor Schmerzen an meiner Hand festklammerte und mich anguckte, ohne mich zu sehen,

1 Dem hier wiedergegebenen Bericht liegt die Ansprache zugrunde, die Almut Künkel beim Gottesdienst für die Abgeordneten des Niedersächsischen Landtags am 10. Juni 1998 in der Marktkirche Hannover gehalten hat.

- an den kleinen Jungen auf dem Arm eines Bekannten, der ihn an sich drückte, wie er sonst seinen eigenen kleinen Sohn drückt und festhält,
- an die hilfreiche Ruhe und kompetente Gelassenheit der Ärzte und Sanitäter, die mitten im Chaos wußten, was zu tun war.

Eschede, mittendrin, irgendwann am Abend und in der ersten Nacht:

- Gespräche mit Angehörigen in der Turnhalle: fassungslose, geschockte Menschen, die sich ins Auto gesetzt haben, weil sie die Ungewißheit Zuhause nicht ertragen können,
- Menschen, die verzweifelt nach Informationen fragen, immer und immer wieder in den Listen nach den vertrauten Namen suchen,
- Menschen zwischen Hoffnung und bitterer Gewißheit, zwischen steinerne Ruhe und hektischem Aktionismus,
- Menschen, die nicht fassen können, daß auf einmal alles zu Ende sein soll: die gemeinsame Geschichte, der gemeinsame Alltag, die gemeinsame Zukunft.

Eschede, mittendrin in diesen Tagen ohne das feste Raster von Stunden und Minuten, das sonst unseren Alltag reguliert. Die extreme Situation setzt ungeheure Kräfte frei: bei den Profis, die in der Nacht durcharbeiten und sich kaum eine Pause gönnen, bei den Medienleuten, die durchgehend auf den Beinen sind, immer auf der Suche nach Bildern, Menschen, Berichten; aber auch bei den vielen Menschen im Ort, die helfen wollen und helfen können: »Ich habe nicht schlafen können heute nacht« sagt die zarte blonde Frau. »Aber ich bin froh, daß ich hier gebraucht werde, daß ich helfen darf, statt untätig herumzusitzen.«

Eschede, mittendrin: auch die vielen kleinen Szenen und Begebenheiten am Rand gehören dazu, manche rührend und bewegend, andere geradezu grotesk oder befreiend. Immer wieder höre ich die wenigen Geschichten von den Wundern mitten in der Katastrophe: »Wenigstens den Bruder haben wir gefunden, beide liegen jetzt zusammen in der Klinik, der Vater ist bei ihnen ...«

Noch sind das alles Splitter in meiner Erinnerung, noch gibt es kein Gesamtbild, noch zerfällt die Zeit »mittendrin« immer wieder in Bruchstücke, die sich erst im Gespräch mit anderen langsam zu einem Bild zusammensetzen.

Irgendwann, am Spätnachmittag des Sonntags vielleicht, beginnt dann die Zeit »danach«: Die Helferinnen in der Versorgungshalle haben die letzten Brote geschmiert, das Rote Kreuz beginnt einzupacken, Stück für Stück. Als die Halle leergeräumt ist, stehen wir noch lange zusammen und reden, machen Sprüche, erzählen von den skurrilen Dingen am Rande. Keiner mag so richtig nach Hause gehen, keiner kann jetzt schon begreifen, daß es ein »danach« gibt, wo man eben doch noch mittendrin war. Im Dorf ist es irritierend still. Ein Blick auf die Unfallstelle am Abend zeigt: Die Oberleitung steht schon wieder, das schwere Gerät ist längst abgezogen.

Ein Kreuz liegt auf der Brücke, aus rohen Paletten, ein paar Blumen, Kerzen in Marmeladengläsern.

Am Montagmorgen nehmen wir mit den 600 Schülern am Ort gemeinsam Abschied mit einer Andacht: »Ich kann mir nicht vorstellen, daß die wirklich alle gestorben sind«, sagt der kleine Junge aus der dritten Klasse, der die Teelichter auf der dunkel verhängten Bühne gezählt hat: 98 Lichter, 98 Leben.²

Eschede, in den Tagen danach: Ganz langsam kommt der Alltag wieder, muß ja auch wieder kommen.

»Ich bin erstmal einkaufen gegangen und habe die Waschmaschine angestellt«, erzählt eine Frau.

Nach der zerbrochenen Zeit gehen die Uhren jetzt allmählich wieder in Rhythmus von Stunden und Minuten, die Menschen im Ort sind froh über jedes kleine Stück Normalität: Die Polizei hebt die Straßensperrung auf – bis kurz vor die Unfallstelle darf man jetzt wieder fahren. Langsam wird es ruhiger in Eschede: Die mobile Einsatzzentrale von Feuerwehr und Polizei bricht ihre Zelte ab, die vielen Übertragungswagen von Fernsehen und Radio haben den Ort verlassen – nicht nur das Leben geht weiter, sondern auch die Berichterstattung über die nächste Katastrophe, das nächste Drama.

In der Zeit »danach« ist noch längst nicht alles so, wie es war. Aber irgendwie geht es weiter, muß es ja auch weiter gehen in unserem Ort, in unserem Leben nach und mit der Katastrophe.

Langsam, ganz langsam und eher leise kommen in der Zeit danach nun auch die Fragen, die bei den meisten keinen Raum hatten in der Zeit »mittendrin«: Die technische Erklärung des zerbrochenen Radreifens ist eine Antwort, die für viele nur neue Fragen aufwirft: Ist der Preis nicht zu hoch, den wir für unsere Gesellschaft des »schneller, höher, weiter« zahlen?

In den Folgemonaten konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf die Rolle der Deutschen Bahn AG. Nicht nur die Angehörigen der Opfer und die Verletzten, nicht nur die Medien, sondern auch Menschen in Eschede fragen angesichts der problematischen Untersuchungsergebnisse immer dringlicher danach, ob denn dieses Unglück nicht hätte vermieden werden können, nein: müssen. Die ICE-Katastrophe erweist sich immer stärker als Folge fahrlässiger Versäumnisse in der technischen Überwachung des Superzuges. Der ICE Wilhelm-Konrad-Röntgen wird zur »Deutschen Titanic«, wie »Der Spiegel« treffend titelt.³

2 Drei weitere Opfer erlagen später ihren Verletzungen, so daß sich die Zahl der Todesopfer insgesamt auf 101 erhöhte.

3 Der Spiegel Nr. 21 vom 24.5.1999, S. 36ff.

Zugleich wird uns bewußt: Mitten in der Katastrophe ist Ungeheures geleistet worden. In die Trauer und das Entsetzen mischt sich das Gefühl der Dankbarkeit.⁴

Eschede in der Zeit »danach«: »Und was sagen Sie als Pastorin nun dazu? Ist das denn nun auch der »liebe Gott« gewesen oder ist der nur verantwortlich für alles Schöne, und der Rest bleibt einfach über?«, fragt mich der skeptische Vater einer Konfirmandin, und ich spüre hinter seinem Zynismus die offene und sehr ernste Frage danach, wie das denn nun zusammenpaßt mit meinem Glauben, mit meiner Hoffnung und dem Vertrauen auf die Güte und Barmherzigkeit Gottes.

Eine Antwort fällt mir schwer bei diesem Gespräch über den Gartenzaun, und ich fürchte, ich habe nicht besonders überzeugend gewirkt.

Erst viel später, vielleicht sogar zu spät, da fällt mir ein, was ich ihm und vielleicht auch anderen hätte sagen können, nicht mittendrin, sondern danach und nicht in diesen Worten, aber dem Sinn nach:

»Kommt, wir wollen wieder zum Herrn, denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen, er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden.«

»In Eschede ist ein ICE entgleist. Pfarrer sollen kommen.« Das war die Nachricht, die ich telephonisch erhielt, als wir evangelischen und katholischen Pastorinnen und Pastoren gerade auf einer ökumenischen Pfarrkonferenz versammelt waren. »Allein aus Gnade gerecht gemacht«, die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre, war das Thema des Vortrags, den ich mit dieser Nachricht unterbrach. Was sie bedeuten würde, ahnten wir damals nicht. »Ein entgleister ICE« – an mehr als an einen Zug, der nicht mehr auf den Gleisen, sondern im Schotterbett stehen würde, konnten wir nicht denken. Die Zahl der Rettungsfahrzeuge, die uns mit Blaulicht auf der Fahrt von Celle nach Eschede überholten, ließ uns dann ahnen: Es mußte schlimmer sein. Und was sollten, was würden wir als Pastoren und Pastorinnen dort tun können und müssen?

Reden von Gott – Karl Barth hat das in einem seiner berühmtesten Vorträge als vornehme Aufgabe der Theologie bezeichnet. »Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie« lautete der Titel dieses Aufsatzes aus dem Jahr 1922.⁵ Er entfaltete dieses Thema dann in drei Kernsätzen, die ebenso berühmt geworden sind: »1. Wir sollen von Gott reden. 2. Wir sind Menschen und können als solche nicht von Gott reden. 3. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.«

4 Vgl. den Symposiumsband über die vielfältigen Aspekte des Katastropheneinsatzes: Die ICE-Katastrophe von Eschede. Erfahrungen und Lehren – Eine interdisziplinäre Analyse, hg. v. Ewald Hüls und Hans-Jürgen Oestern. Berlin 1999.

5 Wiederabgedruckt bei Jürgen Moltmann (Hg.), Anfänge der dialektischen Theologie, Teil 1, München 1966, S. 197–218.

Wir sollen von Gott reden – können wir das auch angesichts von Leiden, Sterben und Tod? Oder verändert diese angegebene Situation grundsätzlich etwas an der gestellten Aufgabe der Theologie? Spüren wir – gerade als Theologen – angesichts von Leiden, Sterben und Tod, daß wir Menschen sind und als solche – *in dieser Situation* – eben doch nicht von Gott reden können? Wer sich als Mensch dem Leiden, Sterben und dem Tod aussetzt, wirklich mitzuempfinden versucht oder aber von diesen Eindrücken überwältigt wird – redet der? Redet der von Gott?

Ich denke, das erste, was ein Mensch tut, der sich Leiden, Sterben und Tod aussetzt, ist nicht das Reden. Er verstummt und schweigt. Das Geschehen gewinnt Macht über ihn – manchmal soviel, daß er seiner Seele Luft machen muß, aber nicht im Reden, sondern im Weinen, im Schluchzen, im Schreien. Und schließlich vielleicht auch im Fragen.

»Warum, warum gerade jetzt, wo alles so gut lief? Warum ich, ich bin nicht schlechter als andere auch. Warum diese qualvollen Schmerzen, dieses sinnlose Leben, die trostlose Traurigkeit, dieser zu frühe Tod?«

Vielleicht hören wir auch – direkt gestellt, oder durch Gesten und Verhalten unseres Gegenübers angedeutet – Fragen an uns, die Fachleute. Fragen wie: »Wo ist er nun, dein Gott? Ja, bisher hast du ihm alles Gute zuschreiben können, es fiel dir nicht schwer, zu danken für dein Leben. Kannst du ihm jetzt aber auch das Schlimme zuweisen, oder kommst du dann ins Schleudern? Was ist das für ein Gott, der dir das antut, der zuläßt, daß man dir das antut, der überhaupt zuläßt, was heute geschieht? Wo ist dieser Gott, den man den Allmächtigen nennt?«

Diese Fragen stellen sich, sie werden mir gestellt; und dann soll ich zeigen, was ich kann, soll »meinen« Gott in Schutz nehmen, ihn verteidigen vor gerechtfertigten und ungerechtfertigten Angriffen. Und ich muß mich dann wehren vor vorschnellen Antworten und kurzsichtigen Einsichten. Oder aber ich verstumme, hoffe auf bessere Zeiten und beuge mich erneut auf die Suche nach Antwort auf eine Frage, auf die es keine Antwort gibt.

Kurz: Das, was sowieso schon ein Problem ist – das Reden von Gott –, wird angesichts von Leiden, Sterben und Tod verschärft durch die Situation, mit der ich konfrontiert werde. Der Glaube an Gott scheint sich nur schlecht zu vertragen mit überwältigenden Eindrücken von Leiden, Sterben und Tod. Was ist da zu tun?

Erste Aufgabe muß es sein, die Situation genau wahrzunehmen. Will sagen: Nicht jede Situation macht es zwingend, nicht jede Situation ermöglicht es, von Gott zu reden, wie es ja die Aufgabe von Theologen ist. Und: Die Katastrophe von Eschede war nicht *eine* Situation, sondern eine Fülle ganz und gar unterschiedlicher Situationen. Reden von Gott geschieht immer in eine bestimmte Situation hinein. Die gilt es gerade deshalb genau wahrzunehmen, wenn es uns wirklich ein Anliegen ist, vom menschenliebenden Gott zu Menschen in ihrer Situation zu reden.

Als meine Frau und ich am 3. Juni aus dem Auto stiegen, sahen wir einen ICE-Waggon in den Himmel ragen an der Stelle, wo sonst die Brücke war. Wir begannen zu laufen, hin zur Unglücksstelle. Meine Frau hörte ich sagen: »Oh Gott, wie entsetzlich.« Und ich merkte, daß ihre Stimme zitterte. Ich selbst dachte: »Was kannst Du hier tun? Kannst Du überhaupt was? Hauptsache, Du stehst nicht im Weg.« Geschulte Ohren hören daraus den Fluchtinstinkt, der sich bei mir mit Macht zu Wort meldete. Wir sind, dies an uns bemerkend, dennoch weiter gelaufen, versanken ohne große Überlegungen im ersten Chaos der Hilfe. Wir haben Hände gehalten, Menschen gestreichelt, geredet, gebetet, Namen notiert, Verletzte zum Hubschrauber getragen, Kinder gesucht, gehofft, gebangt, gezittert und fühlten uns trotz all dessen, was uns an Leiden, Sterben und Tod umgab, immer wieder auch dadurch gestärkt, daß wir bekannte Gesichter sahen, von Einwohnern, Kolleginnen, die dasselbe taten wie wir: mit dem, was wir konnten, versuchen zu helfen. Geredet, geredet wurde wenig. Nur das, was notwendig war, im wörtlichen Sinn: Not – wendend, so weit das denn ging.

War das richtig? War das meine Aufgabe als Pastor an dieser Unglücksstelle? Ich habe mich das zum ersten Mal intensiv gefragt, als ich, ungefähr drei Stunden nach dem ersten Chaos, oben auf der Rampe saß, vor mir siebenundzwanzig Tote, neben mir einen Rettungssanitäter, der nicht mehr konnte. Von Gott reden?

Unter dem Eindruck des Escheder Geschehens habe ich die Erfahrung gemacht, daß sich die »Warumfrage« bei den betroffenen Überlebenden, aber selbst bei den Angehörigen der Todesopfer, die ich in den ersten beiden Tagen sprach, so gut wie gar nicht stellte. Auch bei den Helfern, um die ich mich in Sonderheit gekümmert habe, wurde sie erst sehr viel später und nie mit der Wucht gestellt, wie mir das z.B. aus Trauerbesuchen bekannt ist. Wenn sie gestellt wurde, dann zumeist von Leuten, die von außen hinzukamen und meist selbst gar nicht zur Unfallstelle vorgelassen worden waren.

Mir ist die Escheder Erfahrung ein Hinweis darauf geworden, die Situation, in der wir die Warumfrage bearbeiten, noch schärfer wahrzunehmen. Ich habe mir die Frage gestellt, ob wir als Theologen nicht allzu schnell meinen, auch andere Menschen würden angesichts von Leiden, Sterben und Tod zugleich auch Gottes Liebe problematisieren und davon reden wollen bzw. sein Handeln in Frage stellen. Mir hat es sich anders dargestellt. Die Gewalt dieses Ereignisses war so groß, so überwältigend, daß ein – wie auch immer geartetes – Eingehen auf die Warumfrage den Sinn eines Redens von Gott angesichts dieser Erfahrung verfehlt haben würde.

Daran hatte sich übrigens auch vier Tage später noch nicht viel geändert. Von vielen beteiligten Helfern und Helferinnen wurden meine Frau und ich angesprochen: »Ihr tut doch noch etwas für uns!« Ob damit ein Gottesdienst, eine Gedenkfeier oder anderes gemeint war, blieb noch unklar, aber soviel war klar: Damit wurde die klare Erwartung artiku-

liert, daß wir als Vertreter des Glaubens, der Kirche, vielleicht sogar Gottes etwas sagen sollten, was den Menschen helfen könnte, wieder Schritt zu fassen, leben zu können mit dieser Erfahrung von Leiden, Sterben und Tod. Was sie ganz deutlich *nicht* wollten, war eine gelehrte Erörterung der Theodizee. Sie wollten etwas für sich, das ihnen Richtung und Halt gab – nicht weil Gott problematisch geworden war, sondern weil die erlebte Situation Grundfesten erschüttert hatte. Nur: Genau für diese existentielle Situation erwarteten sie sich etwas von uns, der Kirche, von Gott! Wir sollten *von* Gott reden, nicht *über* Gott.

Die Theodizeeproblematik hingegen, und das muß man sich klar machen, wenn man sie erörtern möchte, wird aus einer ganz anderen Perspektive heraus gestellt. Die Theodizeeproblematik redet weniger von Gott her, als über Gott. Sie bezieht einen dritten Standpunkt, von dem aus sie – manchmal aus sehr großer Distanz – meint, beurteilen zu müssen, wie sich die Vorstellung eines Gottes verhält zu einer Erfahrung von Leiden, Sterben und Tod. Die Theodizeeproblematik hat die Tendenz, die Situation, die sie hat aufwerfen können, zu verlassen, sich von ihr zu distanzieren – und akademisch zu werden.

Das zeigt sich übrigens auch an einer Untersuchung über Predigten, die im Celler Raum kurz nach der Katastrophe gehalten worden sind.⁶ Viele Predigten werfen die Frage auf – drücken sich aber um eine Antwort. Ad bonam partem geredet wohl nicht deshalb, weil man theologisch die Auseinandersetzung scheut, sondern wohl deshalb, weil die Predigenden intuitiv spürten, daß eine Erörterung dieser Frage die Situation, die ja Trost und Zuspruch, aber keine Erörterung erforderte, nicht treffen würde.

Es gibt vielfältige Möglichkeiten, Leidenserfahrungen Sinn beizumessen. Es soll auch nicht bestritten werden, daß in dem einen oder anderen Fall Leid tatsächlich als Opfer⁷, als Akt der Stellvertretung⁸, als Strafe⁹,

6 *Christiane Nadjé*, Gott und das Leid. Kirchliches Reden von Gott vor dem Hintergrund der ICE-Katastrophe vom 3. Juni 1998 in Eschede, Celle 1999 (Typoskript, einsehbar im Predigerseminar Celle).

7 *John Irving* erzählt in seinem Roman »Owen Meany« die Geschichte eines jungen Mannes, der – um eine Gruppe Kinder zu retten – eine Handgranate aufnimmt, fortläuft, sich auf sie legt und so die Explosion begrenzt und die Kinder durch seinen Tod rettet.

8 Vgl. 1Petr 2,24: »Christus, der unsere Sünde selbst hinaufgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz, damit wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben.«

9 Hiob 22,4ff: »Straft Gott dich etwa wegen deiner Gottesfurcht, und geht er darum mit dir ins Gericht? Ist nicht deine Bosheit groß und ohne Ende deine Verfehlung? Du hast wohl deine Brüder grundlos gepfändet und die Entblößten der Kleider beraubt, dem Erschöpften nicht Wasser gegeben und dem Hungrigen das Brot versagt

...«

Prüfung¹⁰, Hoffnung auf Ausgleich¹¹ oder als Erziehung¹² verstanden werden kann.

Letztlich aber läßt sich eben nicht jedes Leiden in Erklärungsmuster dieser Art eintragen:

- Wir stellen fest, daß das im Alten Testament häufig und im Neuen Testament gelegentlich benutzte Lohn- und Strafmuster nicht ausreicht, um das Leid im Lauf der Welt zu verstehen oder gar zu bestehen.
- Wir stellen fest, daß es keinen theologischen Universalschlüssel – weder zur Wirklichkeit Gottes noch zur Wirklichkeit der Welt gibt.
- Wir stellen fest, daß wir Religion nicht mit Spekulation über Gott oder mit Moral verwechseln dürfen: Gott ist weder Garant für die Moral, noch ist die Religion Lieferantin einer Weltanschauung.

Es bleibt aber doch die Frage: »Wie kann Gott das zulassen?« Auf diese Frage gibt es keine letztlich nachvollziehbare Antwort. Bei der Frage nach dem *Ursprung* des Leidens wird man aber – ohne Gott seine Gotttheit abzusprechen – kaum umhin kommen, das Leid in der Welt auf ihn zurückzuführen.¹³

Auf die Frage aber, *warum* Gott das Leiden zuläßt, gibt es eben keine ausreichende Antwort. Wir stehen vor einem Geheimnis. Wir stehen vor der verborgenen Seite Gottes. Wir kommen nicht weiter, so oft wir auch fragen. Wer sich also auf die Theodizeefrage eingelassen hat und irgendwann zu genau diesem fruchtlosen Ergebnis kommt, fällt erneut in die Situation zurück, die die Theodizeefrage evoziert hat.

Genau darin liegt die Chance zu wirklicher Hilfe.

Die Frage »Warum kann Gott das zulassen?« stellt sich jemandem, der leidet und dennoch auf Gott vertraut, ganz anders: Nicht mehr: »Warum kann Gott das zulassen?« Sondern: »Mein Gott, warum läßt du das zu?« Oder gar: »Mein Gott, warum hast du mich verlassen?« M.a.W.: Wir treten – wie die Menschen der Bibel – zurück in eine Beziehung zu Gott: Wir stellen die Frage nicht abstrakt, sondern aus unserem Glauben. Wir stellen uns nicht mehr neben Gott und fragen ins Leere: »Warum läßt er

10 Man kann neben Hiob auch auf den Jakobusbrief verweisen, wo es heißt (Jak 1,2f): »Achtet es für lauter Freude, meine Brüder, wenn ihr in mancherlei Versuchungen geratet und erkennt, daß die Erprobung unseres Glaubens Geduld wirkt.«

11 Vgl. den Schluß des Hiob: »Und der Herr segnete Hiob fortan mehr als einst, so daß er 14.000 Schafe kriegte und 6000 Kamele und 1000 Joch Rinder und 1000 Eselinnen. Und er bekam 7 Söhne und 3 Töchter« (Hiob 42,12f).

12 Vgl. *Idea Spektrum* Nr. 24 vom 10. Juni 1998. Unter dem Titel »Die Katastrophe« und einem Bild von der Unfallstelle heißt es: »Eine Not, die beten lehrte.« Hier wird das Leiden am deutlichsten einem Zweck untergeordnet. Ein anderes Beispiel: Journalisten fragten mich oft, ob unsere Kirche jetzt voller sei. Ich habe sehr früh ein Unbehagen bei dieser Frage gespürt und mich innerlich gegen diese – übrigens unberechtigte – Vermutung gewehrt. Später merkte ich warum, weil auch hier die Katastrophe einem ihr völlig fremden Zweck untergeordnet werden sollte.

13 Vgl. z.B. Am 3,6; Klgl 3,37f; Jes 45,6f.

das zu?« Sondern wir fragen im Gegenüber zu Gott, aus unserer Beziehung zu Gott: »Warum läßt *Du* das zu?«

Vielleicht ist dann die Art der Frage schon ein Teil der Antwort. Gott läßt sich nicht von der Seite ansprechen. Gott will von uns ernst genommen und von uns selbst gefragt werden.

Die Antwort werde ich mit ihm aushandeln müssen, ich werde vielleicht keine bekommen, die mich zufrieden stellen wird, aber: Ich bin nicht mehr allein. Mit der Frage nicht, und auch nicht mit der Antwort. Und – das ist das Wichtigste: Zwischen mir und Gott besteht eine Beziehung, meine Frage steht nicht im luftleeren Raum.

Die Frage der Psalmen, die Frage Jesu am Kreuz: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« – so furchtbar, so verzweifelt diese Frage auch ist, sie hat doch im hintersten Winkel noch Raum – Raum für Gottes eigene Antwort. Wer so fragt, kann die Frage doch wenigstens aushalten, weil sie auf Antwort hofft und auf den, von dem allein sie kommen kann.

Diesen Weg selbst zu gehen, habe ich durch die Katastrophe von Eschede gelernt. Es war unsere Aufgabe als Pastorin und Pastor in Eschede, auch andere Menschen auf diesem Weg zu begleiten bzw. ihnen diesen Weg als gangbaren Weg aufzuzeigen.¹⁴ »Ihr tut doch noch etwas für uns!« – diese Bitte, von verschiedenster Seite an uns herangebracht, werde ich nicht vergessen. Wo wir Menschen an unsere Grenzen stießen, wurde die Bitte laut, aufzuzeigen, daß trotz des erfahrenen Endes aller Möglichkeit noch jemand da ist, der handeln kann: Nicht wir selbst waren gemeint, sondern der, dessen Abwesenheit alle spürten, von dem man sich aber gerade deshalb um so mehr erwartete: der österliche Gott.¹⁵

Almut Künkel ist Pfarrerin in Hitzfeld.

Dr. Christoph Künkel ist Superintendent in Hitzfeld.

14 Dazu gehörten neben den vielen Gesprächen während und nach dem Einsatz die Gottesdienste und Andachten in Eschede, wie auch das an mich als Pastor (!) deutlich herangetragene Anliegen, mich dafür einzusetzen, daß Bundespräsident Herzog zur staatlich angeordneten Trauerfeier nach Eschede kommen sollte.

15 Die in neueren theologischen Entwürfen und insbesondere in der Beerdigungspraxis »für tragische Fälle« immer wieder anzutreffende Rede vom mitleidenden Gott kann so lange keine tröstende Kraft entwickeln, als nicht der Hinweis auf das geglaubte Ende dieses Leidens in diesem Bild mit enthalten ist. Die Aussage, Gott habe sich in Christus mit dem Leiden der Welt solidarisiert, bleibt eine trostlose Aussage, wenn in ihr nicht auch die – im Glauben präsente – Hoffnung aufleuchtet, daß Gottes Möglichkeiten weiter reichen als bis zum Kreuz. Genau dies geschieht in dem Satz aus dem Glaubensbekenntnis »Hinabgestiegen in das Reich des Todes«, die die orthodoxe Ikonographie bedeutsamer Weise unter dem Titel »Anastasis« (Auferstehung) darstellt.